

Blätter aus Krain.

(Beilage zur „Laibacher Zeitung.“)

Die „Blätter aus Krain“ erscheinen jeden Samstag, und ist der Pränumerationspreis ganzjährig 2 fl. österr. Währ.

Was Gebet ist?

Was Gebet ist, laß dir sagen,
Und bewahr's im Herzen still;
Beten ist ein schlichter Fragen.
Ob was du willst, Gott auch will!

Nicht des kranken Kindes Weinen,
Das den Heiltrank von sich weist,
Nein, ein freudiges Vereinen
Deiner Kraft mit Gottes Geist!

Nicht ein ungestümes Dringen
Auf versagten Erdbetaub,
Nein, ein selig los dich Ringen
Von der Fessel, die dich band!

Nicht ein zweifelndes Bedenken,
Ob auch süßbar deine Schuld,
Nein, ein gläubig dich Versenken
In des Herren Vaterhuld!

Beten heißt — ob Jahre schwinden,
Ob Du's fassst — Beten heißt,
Dich zurück zum Quelle finden,
Dem entspringen einst dein Geist!

Friedrich Kalin.

Der Brückenbrand.

Eine Fälschungs-Geschichte aus dem 17. Jahrhundert.

Von Ludwig Klieb.

Es war am Abende des 18. Februar 1654, als in einem der großen, prächtigen Gemäcker des gräflich Auersperg'schen Palastes in Laibach eine zahlreiche, auserlesene Herrengesellschaft beim Mahle saß. Der Landeshauptmann Graf Wolfgang Engelbrecht von Auersperg hatte die hervorragendsten Persönlichkeiten der Stadt zu einer „Unterhaltung“ eingeladen, welche nichts von den rauschenden Vergnügungen der Gegenwart an sich trug, sondern sich zwischen „ehrsamen“ Gesprächen über wissenschaftliche Gegenstände, über Literatur u. und einem Abendessen bewegte, welches nach den damaligen Begriffen eine lucullische Schmauserei genannt werden konnte, und bei welchem es ziemlich heiter zugeing.

Den Vorsitz führte der Hauswirth, der für Kunst und Wissenschaft begeisterte Graf W. E. Auersperg. Ihm zur rechten Seite saß Ludwig Schönleben, ein Greis mit schneeweißem Haar, Bürgermeister der Stadt; den Platz zur Linken hatte der Landesvicedom Johann Friedrich Graf von Attems inne, auf welchen dann der Sohn des Bürgermeisters, der angehende Gelehrte Johann Ludwig Schönleben, folgte. Ferner bemerkte man unter den Gästen den Schrankenadvocaten Grafen Erberg, den Grenzzahlmeister Freiherrn von Laufferer, den Oberlandtschreiber Gabriel Lukantschitsch von Hartenfels, den Schrankensollicitator Adam Florianitschitsch von Grünfeld, den Syndicus J. J. Mugerle

von Edlheim, den Freiherrn von Strobloff, den Grafen Thurn, zwei Mitglieder des innern Rathes und ein Mitglied des äußeren Rathes, nämlich den Unterspitalkmeister Johann Baptlist Dolnitscher. Es war ein Kreis von Männern, wie sie Graf Auersperg gern um sich sah, weil sie mit ihm in vielen Dingen sympathisirten und weil er sie ihres Charakters wegen hochschätzte, oder auch weil sie in einem oder dem andern Zweige der Kunst und Wissenschaft wohl bewandert waren und er sich von ihnen gern belehren ließ. Nur zwei Herren waren zugegen, die eigentlich nicht so recht zu dem vertrauten Cirkel des Auersperg gehörten, nämlich der kaiserliche Rittmeister Hanns Jacob von Widerthorn, der eben aus der Gefangenschaft, in die er schwer verwundet gerathen war, aus den Niederlanden zurückgekehrt war, und der junge Graf Blagay, welche beide dem Grafen Auersperg einen Besuch abgestattet hatten und von demselben für den Abend eingeladen worden waren.

Bevor die Gesellschaft sich zu Tische begeben, hatte sie sich in der Bibliothek und den angrenzenden Zimmern aufgehalten, wo die reichen Sammlungen des Grafen Auersperg sich befanden, mit deren Besichtigung man sich lange unterhielt. Die dort angeknüpften Gespräche wurden während des Essens noch fortgesetzt, und war es besonders der Sohn des Bürgermeisters, der junge, vor Kurzem erst von Padua zurückgekehrte Geistliche Johann Ludwig Schönleben, welcher die Conversation beherrschte und dessen von tiefer Gelehrsamkeit und reichem Wissen zeugenden Worten die Gesellschaft lauschte.

Schönleben war in der letzten Zeit mit dem Ordnen und Catalogisiren der Auersperg'schen Bibliothek beschäftigt gewesen; ihm hatte diese für seinen Mäcen durchgeführte Arbeit reichlichen Genuß gewährt, denn manches interessante Werk war da durch seine Hand gegangen, über welches er nun der Gesellschaft Aufschlüsse gab. Er that dieß in der ihm eigenen ungewungenen Weise, indem er mitten in die wissenschaftlichen Auseinandersetzungen allerlei scherzhafte Bemerkungen oder auch Anekdoten streute, wodurch er denn die Zuhörer nicht nur aufmerksam erhielt, sondern sie auch in die heiterste Stimmung versetzte.

Er konnte dieß um so leichter, als der Gegenstand Veranlassung dazu bot; Frischlin's, des ehemaligen Rectors der lateinischen Schule in Laibach Comödien waren es, über welche Schönleben Mittheilungen machte, und aus denen er einige der wichtigsten Scenen zum Besten gab. Den meisten der Herren waren sie noch nicht bekannt: der aristophanische Witz des gelehrten Satyrikers fand ungetheilten Beifall. Nächst diesen lateinischen Comödien war es Friedrich Spee's „Trug Nachtigall“, aus welcher Liebersammlung Schönleben Einiges vorlas, was ebenfalls mit großem Interesse angehört wurde. Es waren das

neue Werke, welche sich Auersperg mit großer Mühe aus Deutschland verschafft hatte. Für Friedrich Spee hatte Schönleben eine besondere Sympathie, nicht etwa weil derselbe dem Orden der Väter Jesu angehörte, aus welchem auszutreten ihn einst Scheelsucht und Reid veranlaßt hatten, sondern weil ihm dessen ganze Schreibweise, die Sprachgewandtheit im Verein mit der spielenden Heiterkeit und der andächtigen Verzückung, zusagte.

Bald wurde die Unterhaltung eine allgemeine, indem sowohl der Hauswirth selbst, als auch der alte Schönleben und der durch seine muntere Laune, sowie durch seine Liebe zur Musik und Malerei dem Grafen Auersperg besonders werthe Syndicus von Edlheim daran theilnahmen.

„Ein schöner, scharfsinniger Reim ist nicht zu verachten,“ sagte Graf Auersperg, „ein wohlgehobelter Vers geht in der Kunst so weit vor, als wie ein getriebenes Silbergeschirr dem gegossenen.“

„Mir gefallen die von dem hochwürdigen Herrn soeben vorgetragenen Lieder aus dem unterhaltenden Buche „Trug Nachtigall“ besonders wegen der vielen netten Reime,“ sagte Edlheim. „Ein wohlgelesenes Wort ist dem Ohre Musik; zierprangende, süßfließende Verse sind wie Harmonien, man ergötzt sich daran.“

„Und doch gibt es auch uneglättete, raue Verslein, die, wie der enge und raue Tugendsteig, zur Glorie führen, die da sind wie ein edler Stein, der im Staube liegt,“ bemerkte der junge Schönleben. „Als solche betrachte ich die Carmina des einstmaligen Landeshauptmannes von Krain, des edlen Herrn Josef von Lamberg, als welcher darin nicht nur seine eigenen Lebensschicksale besingt, sondern auch Vieles aus der Geschichte unseres Landes der Nachwelt überliefert, was sonst vergessen worden wäre. Ich habe erst vor Kurzem diesen gereimten Lebenslauf gelesen und behaupte, daß er mir lieber ist, als manche Wortzier unserer Zeit. Unsere Vorfahren bemühten sich nicht viel, dem Weinfranz seine Blätter zu vergulden, wann nur der Wein selbst gut und edel war; sie sahen mehr auf den Kern, als auf die Schale. Dagegen unsere Zeit scheint reich und zierlich an Worten, aber arm an Thaten.“

„Das ist es, was Euch an dem Carmen des Herrn von Lamberg so gefällt, daß es große Begebenheiten aus der Geschichte unseres Landes schildert,“ antwortete Graf Auersperg. „Die Rebellion der Bauern ist ein dunkler Fleck, der durch des Lamberger's Fürsicht getilgt wurde. Aber dennoch müßt Ihr gestehen, ein Kunstwerk ist der gereimte Lebenslauf nicht.“

„Nein, nein, gewiß nicht,“ warf Mugerle von Edlhofen ein, „dazu fehlt ihm die Schönheit und Gewandtheit im Ausdruck, die Zier und der Wohlklang.“

„Mag sein,“ entgegnete Schönleben; „mich zieht nun einmal die Geschichte an, und so sehr ich auch die Kunst ehre und schätze, so sehr mich Werke, wie diese „Trug Nachtigall“ ergötzen, so ist meine Freude daran doch nur vorübergehend, während mir Schriften, wie sie Tacitus hinterlassen hat, eine stete Quelle des Genusses sind. Ich wünschte weiter nichts, als die Kraft und das Wissen zu besitzen, die Chronik unseres Landes und seiner edlen Geschlechter für die Nachwelt zu schreiben.“

Bei diesen Worten leuchtete sein schönes, braunes Auge auf und über sein freundliches Antlitz ging es wie Begeisterung. Auersperg reichte ihm die Hand und sagte zu dessen Vater gewendet: „Ich verspreche mir noch Vieles und Großes von Eurem Sohne und werde mich seiner zu allen Zeiten annehmen.“ Der alte Mann war hoch erfreut über dieses seinem Sohne gespendete Lob.

Während dieß an dem einen Ende der Tafel vorging, wurde an dem andern ein von dem voranstehenden ganz verschiedenes Gespräch geführt. Der junge Graf Blagay und der kaiserliche Rittmeister Hanns von Widerthorn hatten dem Weine fleißig zugesprochen und Letzterer theilte nun allerlei Geschichten aus seinem Leben, besonders aus der Campagne in den Niederlanden mit und fand damit an dem jungen Blagay einen aufmerksamen Zuhörer. Namentlich waren es einige galante Abenteuer, welche das Interesse des Grafen fesselten, so daß er sich manche Geschichte zwei bis drei Mal wiederholen ließ und schließlich ausrief: „Ihr Kriegerleute habt ein absonderliches Glück bei den Frauen; woher mag das nur kommen?“

„Weil wir ohne langes Plänkeln zum Sturme schreiten,“ antwortete Widerthorn auf diese Frage. „Glaubt mir, einem raschen Angriffe widersteht kein weibliches Herz; es zieht dann bald die weiße Fahne auf und beginnt wegen der Uebergabe zu unterhandeln.“

„Es gibt aber auch Festungen, die bei der Verrennung den Sturm ab schlagen und trotz langwieriger Belagerung nichts von Uebergabe wissen wollen,“ sagte Graf Blagay und trank hastig einen Becher Wein aus, das leere Gefäß mißmuthig und etwas heftig auf den Tisch stoßend.

„Nicht so laut, Graf, die Herren dort oben sind in einem gelehrten Discurs begriffen und möchten gestört werden,“ sagte der Rittmeister.

Graf Blagay neigte sich nun, von den Liebesgeschichten und dem Weine gleich sehr erregt, zu Widerthorn und sagte halblaut: „Es lebt hier ein Mägdlein, das mir gar sehr gefällt, das aber allen meinen Bewerbungen gegenüber kalt und süßlos bleibt. Gerade dieser Widerstand macht mich rasend, denn ich gesteh' es Euch, ich bin wirklich verliebt.“

„Ei, so macht die Sache kurz und werbt um ihre Hand; einer ernstlichen Werbung gegenüber wird bald nachgegeben werden,“ entgegnete Widerthorn.

„Das geht aber nicht,“ bemerkte der Graf, „das Mägdlein ist zwar werth, eine Fürstenthrone zu tragen, allein — sie kann nicht Gräfin Blagay werden. Es ist nur die Tochter eines Schusters.“

„Ah so, das ist etwas Anderes,“ antwortete der Rittmeister.

„Ich hab' es mit kostbaren Geisanten versucht,“ fuhr Graf Blagay fort, „sie gab sie mir in so artiger Weise zurück, daß ich ihr nicht einmal zürnen konnte. Ich spielte den schmachenden Seladon; allein sie begegnete meinen liebeverlangenden Blicken mit stets gleicher Kälte. Ich drohte ihr, daß ich sie und mich umbringen würde; sie hingegen lächelte und meinte, dazu hätte ich ein zu gutes Herz. Rittmeister, so viel Siege

Ihr auch erschoten habt, bei der würdet Ihr mit allen Waffen der Verführung nichts ausrichten!"

"So? meint Ihr? Das wäre die Erste in meinem Leben!" rühmte sich Widerkern, setzte aber dann hinzu: „doch nein, daß ich nicht lüge, ein Mal mußte ich auch abziehen, aber nur deshalb, weil das schöne Kind sein Herzchen bereits verschenkt hatte. Ist das vielleicht mit dem Wunder von Schuster-töchterlein auch der Fall?"

"Ich habe nichts bemerkt," gab der Graf zur Antwort; „möglich ist's schon."

"Nun, das kann man ja bald herausbekommen," sagte hierauf der Rittmeister, „theilt mir nur mit, wie sie heißt und wo sie wohnt."

Der Graf sah einen Moment mißtraulich zu dem Rittmeister auf; er war offenbar im Zweifel, ob er dem kühnen Krieger den Weg zu dem von ihm glühend geliebten Mädchen zeigen sollte. Nach einer kleinen Pause sagte er: „Sie heißt Dora, ist das Schwesterkind des Wirthes Plauß, der seine Weinstube am Marktplatz hat und bei dem ihre Eltern zur Miethe wohnen. Am Tage verkauft sie die Arbeiten ihres Vaters in einer Bude auf der Brücke und Abends schenkt sie den Gästen ihres Onkels Nebenast ein."

"Ich werde einmal des Abends dort einen Becher Wein trinken und mir das spröde Kind ansehen," äußerte darauf der Rittmeister. „Wenn ich aber mehr Glück haben sollte, als Ihr, so dürft Ihr mir nicht gram werden, denn für eine Minne-stunde ist mir Eure Freundschaft nicht feil."

"Hätte uns der Auersperger nicht hier behalten, so hätte ich Euch ohnedies hingeführt, denn heute Abend geht es dort lustig zu," sagte der Graf, „der Plauß hat die Stadtpfeifer zu sich bestellt und einen kleinen Mummenschanz veranstaltet."

"Was hindert uns denn, von hier wegzugehen?" fragte der Rittmeister. „Ich denke, nichts!"

"Die Artigkeit gegen den Hauswirth," bemerkte Graf Blagay.

"Laßt mich nur machen," sagte Widerkern, stand dann auf und bat die Gesellschaft in wohlgelegten Worten um Ver-laub, seinen Freund, der plötzlich etwas unwohl geworden, nach Hause geleiten zu dürfen.

Der gelehrte Discurs der älteren Herren ward auf einen Augenblick durch das Abschiednehmen unterbrochen, dann so-gleich weiter geführt.

Blagay und Widerkern eilten die Stiegen hinab, durch den weiten Hof des Palastes, hinaus auf die Straße und im raschen Schritte dem Wirthshause des Plauß zu, aus welchem sie schon von Weitem die schrillen Töne der Pfeifer vernahmen.

(Fortsetzung folgt.)

Ist die Erde allein mit lebenden Wesen bewohnt?

(Schluß.)

Zur Annahme, daß die Wesen der übrigen Welten jeden-falls sehr von einander verschieden sein müssen, bietet auch das Studium über die Wirkungen der Schwerkraft an der Ober-fläche der verschiedenen Welten die interessantesten Anhalts-

punkte. Auf der colossalen Sonne ist die Schwerkraft 29 Mal stärker und auf dem kleinen Mars um die Hälfte schwächer, als auf der Erde. „Folglich," sagt Flammarion, „legt ein Körper, welcher auf der Erdoberfläche in der ersten Secunde 4.90 Meter fällt, auf der Sonne 143.91 Meter und nur 2.16 Meter auf der Oberfläche Mars zurück. Man sieht dar-aus, daß die Schwerkraft bei uns von keiner mittleren Stärke ist, und daß, wenn die Organisation der irdischen Wesen in Einklang mit dieser steht, man daher schließen muß, die Natur sei nie in Verlegenheit gewesen, auf den übrigen Welten Wesen zu schaffen, deren Constitution ebenfalls in Harmonie mit dieser Intensität der Schwerkraft auf den Welten sei, die sie be-wohnen; wenn also die Wirkungen der Schwerkraft einen be-trächtlichen Einfluß auf die Geseze der Organisation ausüben, so müssen folglich auch die Bewohner eines jeden Planeten wesentlich von einander verschieden sein. Auf unseren Conti-nenten z. B. würden viel größere Thiere, als die Elephanten, nicht existiren können, weil die Thätigkeit der Muskelkräfte sich nicht im Verhältniß zur Vermehrung des Gewichtes vergrößert, und daher die Bewegungen so enormer Massen sich nicht mit derselben Leichtigkeit bewirken lassen würden. Dagegen erlaubt im Innern der Meere das specifische Gewicht ihres Körpers den Thieren, mit einer viel größeren Behendigkeit in dem Ele-mente zu schwimmen, für welches sie geschaffen sind. Was nun die Beobachtung auf der Erde ergibt, das läßt sich analog auf die andern planetarischen Welten ausdehnen. Ein auf die kleinen Planeten (Planetoiden) übertragenes Kilogramm von Erdstoffen würde sich auf einige Gramme reduciren, während mehr als 30 Kilogramme auf dem Sonnenkörper daraus werden würden. Ein Erdenmensch von 90 Kilogr. würde folglich auf den Plane-toiden äußerst leicht sein, während er auf der Sonne mehr als 2000 Kilogramme wiegen würde. Er könnte, um mit Bliffen zu sprechen, wahrscheinlich auf der Pallas aus einer 4. Etage herabfallen, ohne sich weher zu thun, als wenn er hier von einem Stuhle fiel, während der geringste Fall auf der Sonne, vor-ausgesetzt, daß er sich einen Augenblick aufrecht stehend erhalten könnte, den Körper in tausend Stücke zerbräche, gleich, als ob er in einem eisernen Mörser zerstampft worden wäre."

Im allgemeinen wird man wohl geneigt sein, die Bewohn-barkeit derjenigen Welten zuzugeben, von denen wir annehmen können, daß sie unserer Erde ähnlich gebildet seien. Selbst diese Einschränkung ist nicht einmal nöthig. Wir sehen schon auf unserem Planeten, wie vielfach das Leben sich den ein-zelnen Elementen anshmiegt, und wahrlich, diese Verschieden-heit ist so groß, daß sie uns einen guten Anhalt für das Leben gibt, das auf anderen Weltkörpern statthaben kann. Wenn wir z. B. auf der Erde keine Geschöpfe kennen, welche im Wasser zu leben fähig sind, würde uns da wohl einfallen, an eine Bewohnbarkeit des Wassers zu denken? Sicher nicht. Tragen wir das auf die übrigen Welten über, so kann es keinen Einwurf gegen ihre Bewohnbarkeit abgeben, wenn wir ihnen unter anderem eine Atmosphäre abzusprechen hätten, oder wenn diese Atmosphäre aus gänzlich anderen Gasen, als die unsrige zusammengesetzt wäre. Auf der Erde steht der Sauer-stoff als das eigentliche Lebensprincip da. Nichtsdestoweniger ist der Fall denkbar, daß auf einer anderen Welt der Stick-stoff, der Kohlenstoff oder der Wasserstoff diese Rolle besäße. So ist es auch mit dem Wasser. Es würde von einer großen Beschränktheit der Weltanschauung zeugen, wollte man dieses Element als eine *conditio sine qua non* alles Lebens be-zeichnen. Es ist folglich nicht nothwendig, daß es auf allen Sternen unsere drei Naturreiche geben müsse. Gebunden an die sinnliche Erfahrung, sind wir freilich außer Stande, uns andere, als irdische Wesensformen vorzustellen; allein darum hindert uns noch immer nichts, uns das im Principe zu denken.

Es ist möglich, daß wir dereinst einmal klarere Vorstellungen von der Natur der Weltkörper gewinnen — und die Möglichkeit hierzu hat ja schon die Spectralanalyse gezeigt, welche im Stande ist, selbst in der Sonnenatmosphäre irdische Stoffe nachzuweisen, wie uns die Meteorsteine ähnliche Nachrichten geben; — dann erst wäre daran zu denken, durch scharfsinnige Combinationen aus der Zusammengehörigkeit der Stoffe auch einigermaßen auf die allgemeine Formung der Geschöpfe anderer Welten zu schließen. Laplace betrachtet in seiner Mechanik des Himmels die ganze Welt unseres Sonnensystems als ursprünglich einer Masse angehörig, die sich durch ihren Umschwung und ihre innere Entwicklung allmählig in die einzelnen Welten auflöste, wie wir die Ringe des Saturn von diesem gelöst, oder das Heer der Planetoiden als Trümmer eines ehemaligen größeren Planeten übrig sehen. Niemand hat ihm bisher widersprochen, noch zu widersprechen gewagt. Vieles spricht zu sehr für die Annahme; selbst die Trabanten der Planeten müssen ja von diesem Standpunkte aus als Trümmerstücke ihres Planeten angesehen werden. Ist diese Annahme aber wahr, so mußten auch die Urstoffe jenes ungeheuren, sich verdichtenden Gasballes die gleichen sein, und konnten folglich erst in Rücksicht auf die verschiedene Rotation und innere Entwicklung ihrer Weltkörper zu eigenthümlichen Combinationen zusammentreten.

Es wäre schließlich leicht nachzuweisen, daß die Erde in der Reihe der übrigen Welten in vieler Beziehung sehr unvortheilhafte Lebensbedingungen empfangen habe. Zwischen der sengenden Hitze am Aequator und dem erstarrenden Eise der Pole sich wie zwischen zwei Extremen bewegend, erlangt sie erst in den mittleren Verhältnissen lebensgünstigere Verhältnisse für das Menschengeschlecht. Stände dagegen ihre Rotationsachse senkrecht auf ihrer Sonnenbahn, so würde jene Gluthmasse nur auf den Aequator, jene Eismasse nur auf die Pole beschränkt sein, wodurch außerhalb dieser so abgeschwächten Extreme überall ein gemäßigteres und günstigeres Klima vorhanden sein würde. Es ist ja keine Frage, daß, je größer die Veränderlichkeit des Klimas, auch der Organismus umsomehr von ihm abgenutzt werde. Dagegen würden andere Sterne mit längeren Jahreszeiten ungleich besser daran sein, weil sich der Organismus unter gleichmäßigeren Verhältnissen wie eine Maschine verhalten muß, welche die wenigste Friction erleidet. Und so sehen wir in der That, daß die Erde in Bezug auf die Lebensdauer entschieden hinter vielen anderen Welten zurücksteht. Gegen den Jupiter z. B. gehalten, dessen Jahreszeiten 12 Mal länger, als die unsrigen sind, muß sich unsere Erde, sozusagen, verstellen. Nur an wenigen Punkten, z. B. auf den Südpoleen, hat sie dem Aehnliches erreicht, und jeder weiß, unter welchen glücklichen idyllischen Verhältnissen jene Insulaner von Tahiti lebten, bevor sie von den Europäern corrumpt wurden. — Man weiß, daß unsere Begierden und Bedürfnisse mit der Veränderlichkeit des Klimas steigen und fallen. Denkt man sich nun gleichmäßigere Verhältnisse auf einer der übrigen Welten, wie sie sich in Wahrheit aus einer Betrachtung ihrer physischen Construction so oft ergeben, so steht die Erde auch in Bezug auf Herzensfrieden, auf Liebe und Freundschaft entschieden gegen andere Welten zurück; sie ist der cannibalischem Planet. Ein Vergleich dieser Art ist aber für unser Bewußtsein so schmerzlich, daß er, nach allen Richtungen ausgedacht, nothwendig einen gewissen Pessimismus in uns erzeugen müßte. Es liegt schon Demüthigung genug in dem Gedanken, daß wir nicht die einzigen und nicht die begünstigten Bewohner des Weltalls sind. Sollten wir uns noch ferner ausdenken, worauf doch Alles hindeutet, daß wir uns zu manchen Menschenwesen anderer Welten vielleicht ebenso verhalten, wie etwa das

Affengeschlecht zu uns sich stellt, so liegt zwar darin eine wahrhaft imposante Größe der Natur, für unser Gefühl aber, das durch die tägliche Gewohnheit genährt wird, bietet diese Ueberzeugung wenig Schmeichelhaftes. Ja, denken wir uns hinzu, daß mit feineren Sinnen begabte Menschen zugleich einen Weltkörper bewohnen können, von welchem aus man einen ungleich übersichtlicheren Blick auf das Universum genießt, als auf der kleinen Erde, so müssen wir unser Antlitz vor Scham verhüllen, indem wir mit der großen Beschränktheit unseres Gesichtskreises zugleich auch die große Enge unseres Geistes, folglich die geringe Berechtigung unseres Stolzes einzugestehen haben.

Festigkeit eines Bauernschädels.

Im Pagnanner Thale, im Dorfe Langestheyen in Tirol, ist ein merkwürdiges Stüdl vorgekommen. Ein Bauer war mit seinem Kopfe in einen eisenernen Topf hineingeschlossen, um zu schmelzen. Er hatte seinen Kopf glücklich, wenn auch mit einiger Anstrengung, durch die Oeffnung des Häfens hineingebracht; als er aber den Rüdzug antreten wollte, brachte er den Kopf trotz aller Krastanwendung nicht mehr aus dem Häfen heraus. Als derselbe vergebens sich abgemüht hatte, den eisernen Küchenhelm vom Kopfe zu bringen, schrie er endlich um Hilfe. Die Nachbarn erschienen bereitwillig, um dieselbe zu leisten, wußten aber keinen andern Rath, den guten Mann wieder aus seiner gefährlichen Verwicklung herauszubringen, als — durch das Zerschlagen des Topfes. So mußte denn der Bauer seinen eisenummwölbten Schädel auf einen Stein legen und ein guter Nachbar schlug mit einem Eisenhämmer das eiserne Häfen entzwei. Glücklich über seine Rettung, aber fast betäubt vom Schläge, sagte der Bauer: „Höllischer L., hat dös an Tammerer (Donner) than.“

Eine Blutquelle.

Etwas südlich von dem im südlichsten Theile des zur Republik Honduras gehörenden Departements Choluteca gelegenen Städtchen Viriud befindet sich eine kleine Grotte an einem Bache. Von der Decke der Grotte tropft beständig eine rothe Flüssigkeit so reichlich, daß sich auf dem Boden einige anscheinend mit coagulirtem Blute erfüllte Pfuhle bilden und selbst der Bach dadurch etwas roth gefärbt wird. Die rothe Materie hat aber außer der Farbe noch den Geruch und Geschmack des wahren Blutes, verdirbt wie dieses und verbreitet für Jeden, der sich der Grotte naht, einen unangenehmen Geruch. Die Landesbewohner nennen das Phänomen die Blutquelle. Wohl nicht mit Unrecht erklärt man die Entstehung der Materie durch eine rasche Erzeugung stark fortpflanzungsfähiger Infusorien.

Literatur.

Von der illustrierten Ausgabe des Dumas'schen Romans „Der Graf von Monte Christo“ in Hartleben's Verlag sind die ersten beiden Lieferungen der 3. Auflage erschienen; das Werk ist nett ausgestattet und bezüglich des Preises nur zu empfehlen.

Im Verlage von Zamarski & Dittmarsch in Wien ist ein Werk, betitelt: „Zur Geschichte, Statistik und Regelung der Prostitution“ von Dr. F. S. Hügel erschienen, das seinen Gegenstand sehr gründlich behandelt und allen Jenen, welche sich mit der heikligen Frage befassen müssen, eine sehr erwünschte Erscheinung sein dürfte.